Was ist Schiller dem deutschen Volke geworden?

Rede an Schillers hundertjährigem Todestage, gehalten von Oberlehrer Dr. Bredau.

Geehrte Anwesende! Liebe Schüler!

Heute sind es gerade hundert Jahre, als ein Herz zu schlagen aufhörte, wie es reiner und edler in keines Menschen Brust geschlagen hat, als ein Geist seine sterbliche Hülle verliess, der an Reichtum und Grösse kaum seinesgleichen findet. Der 9. Mai 1805 ist ein Tag der Trauer nicht nur für unser deutsches Volk, sondern für die gesamte Menschheit; denn an ihm starb Deutschlands grosser Dichter Friedrich Schiller. Heute, an seinem hundertsten Todestage, ist wohl das Gefühl persönlicher Trauer verblasst, denn es lebt niemand mehr, der ihn persönlich gekannt hat. Aber die Gefühle der Liebe und der Bewunderung sind geblieben, ja sie sind gegen damals noch bedeutend verstärkt und vertieft; denn erst jetzt können wir deutlich erkennen, wie weit er andere an Bedeutung überragte, die ihm damals noch gleich zu sein schienen. So soll denn der heutige Tag auch nicht der Trauer über seinen Tod gewidmet sein, sondern der Freude darüber, dass wir ihn besessen haben; wir wollen diesen Gedenktag benutzen, um uns seine Gestalt, sein Leben und Wirken ins Gedächtnis zu rufen und uns die Frage vorzulegen: „Was ist Schiller dem deutschen Volke geworden?"

Zunächst war und ist er ohne Frage ein erklärter Liebling unseres Volkes. Schon als Mensch verdient er diese Bezeichnung. Noch steht sein Bild lebendig vor unseren Augen: hochragend von Gestalt, mit stolz erhobenem Haupte und kühn geschnittenen, edlen Zügen, aber zart und bleich von schwerem, innerem Leiden, rastlos schaffend, als ahne er sein frühes Ende, freundlich und hülfreich gegen jedermann, heiter und anregend im geselligen Verkehr, feurig und geistsprühend im Vortrag, geliebt und verehrt von den Seinen und sie wieder liebend, treu und innig, für sie sorgend bis zum letzen Atemzuge, ohne Selbstsucht und Überhebung, ohne Neid und Feindschaft, ohne jedes unedle Gefühl: das ist Schiller, wie er noch jetzt im Herzen unseres Volkes lebt! Wie hat er doch ringen und kämpfen müssen, um das zu werden, was er war, und wie kurze Zeit nur durfte er sein Glück geniessen, wie bald wurde es ihm durch Krankheit getrübt, bis der Tod seinem tatenreichen Leben ein allzufrühes Ziel setzte!

Geboren am 10. November 1759 zu Marbach als Sohn eines armen württembergischen Offiziers verlebt er seine früheste Jugend ruhig und heiter in verschiedenen kleinen Städten seines Heimatlandes. Er macht in der Latainschule zu Ludwigsburg gute Fortschritte und wählt sich schon früh die Theologie zum Berufe. Da greift der tyrannische Herzog Karl Eugen mit rauher Hand in sein Leben ein. Er nimmt gegen den Wunsch des Vaters den 13jährigen Knaben in die von ihm gegründete militärische Bildungsanstalt Karlsschule auf und zwingt ihn, da Theologie dort nicht gelehrt wird, zum Studium der Jurisprudenz, welches Schiller aber bald mit dem der Medizin vertauscht. Hier wächst Schiller unter dem eisernen Drucke der strengsten militärischen Zucht zum Jüngling heran. Das Lesen von anderen als wissenschaftlichen Büchern wird ihm versagt, der Verkehr mit der Aussenwelt nach Möglichkeit eingeschränkt, jede freie Willensäusserung mit Härte unterdrückt. So muss denn der junge Schiller, der schon früh für Poesie das grösste Interesse zeigt, sich heimlich die ersehnte Lektüre verschaffen, sie heimlich zur Nachtzeit mit glühenden Wangen verschlingen, während der Tag anstrengender geistiger Arbeit gewidmet ist, ja, er beginnt, begeistert von den gelesenen Schauspielen, als 18jähriger Jüngling sein erstes eigenes Drama „Die Räuber" und vollendet es trotz aller Schwierigkeiten, trotz der anstrengenden Arbeiten zum Staatsexamen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ende 1780, also mit 21 Jahren, besteht er seine Prüfung und erhält alsbald eine Anstellung als Regimentsfeldscher in Stuttgart mit 18 Gulden monatlichem Gehalt. Sofort geht er daran, sein Drama zu veröffentlichen. Er leiht sich auf Bürgschaft eines Freundes 150 Gulden und lässt die Räuber auf eigene Kosten drucken. Das Stück erregt das grösste Aufsehen, es wird für die Bühne bearbeitet und schon im Anfang des Jahres 1782 in Mannheim unter ungeheurem Beifall aufgeführt. Während alle Welt dem jungen Dichter zujubelt, bestraft der erzürnte Herzog seinen ungehorsamen Beamten mit Arrest, weil er ohne Urlaub ins Ausland (nämlich nach Mannheim) gereist sei, und verbietet ihm streng, etwas anderes als Medizinisches zu schreiben. Dieser Zwang ist für Schiller unerträglich. Er opfert der Poesie Amt, Familie und Heimat und flieht heimlich mit seinem treuen Freunde Streicher unter dem Namen eines Dr. Ritter nach Mannheim, in der Hoffnung, hier, wo seine Räuber solche Triumphe gefeiert, als Theaterdichter angestellt zu werden. Aber eine grosse Enttäuschung trifft ihn. Die Begeisterung, die die Räuber erregten, ist verflogen. Ein neues Stück, das er inzwischen geschrieben, „Die Verschwörung des Fiesco von Genua" findet keinen Beifall. Der Intendant Frhr. v. Dalberg verlangt eine völlige Umarbeitung. Unter den grössten Entbehrungen führt Schiller diese niederdrückende Arbeit aus. Seine geringen Geldmittel sind bald erschöpft; von dem Reisegelde seines Freundes wird im Dorfe Oggersheim ein Stübchen mit einem Bett gemietet, in das die Freunde sich teilen müssen. Endlich ist die Neubearbeitung vollendet, aber auch sie findet vor Dalberg keine Gnade. Schiller wird zum zweitenmal abgewiesen, der erbetene Vorschuss verweigert.

In dieser äussersten Bedrängnis gedenkt Schiller einer edlen Frau, der Mutter seines Mitschülers Wilhelm von Wolzogen, die ihm für den Notfall eine Zufluchtsstätte in ihrer Heimat Thüringen angeboten hatte. An sie wendet er sich, und gern wird ihm das erbetene Asyl gewährt. In dem Dorfe Bauerbach bei Meiningen, wo sich das Gut jener Dame befand, bezieht Schiller eine einfache Bauernstube und lebt hier acht Monate in tiefster Zurückgezogenheit. Hier entsteht sein drittes Jugenddrama, das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe" Mit diesem Stück erreicht er endlich sein Ziel: er wird im Sommer 1783 in Mannheim als Theaterdichter angestellt, mit der Verpflichtung, jährlich drei Stücke für die Bühne zu liefern. Sofort macht Schiller sich an ein neues Stück, den „Don Carlos". Aber ein solches Arbeiten auf Bestellung ist ihm unmöglich; das Werk schreitet nicht vorwärts. Umfangreiche Quellenstudien halten ihn auf, der Kummer über die kühle Aufnahme des Fiesko drückt ihn nieder, der Ärger über die Schauspieler, die es ihm selten recht machen, erregt ihn, sein unregelmässiges Leben schädigt seine Gesundheit. Das dritte Stück, zu dem er verpflichtet ist, bleibt unvollendet, und der Kontrakt wird gelöst. Im Sommer 1784 steht Schiller auf's neue gänzlich mittellos da, ja noch mehr als das: er steckt tief in Schulden, ohne Aussicht, sie bezahlen zu können. Die Heimat ist ihm verschlossen, die Eltern können ihm nicht helfen, eine Rückkehr nach Bauerbach verbietet ihm sein Stolz; denn auch seiner edlen Gönnerin schuldet er erhebliche Summen.

Da kommt ihm wiederum in der grössten Not Hülfe und zwar auf eine ganz merkwürdige Art. Zwei junge Leipziger Gelehrte, Körner und Huber, begeistert von Schillers Dichtungen, senden als Zeichen ihrer Verehrung dem unbekannten Dichter eine von Körners Braut gestickte Brieftasche mit ihren Bildern und einem herzlich gehaltenen Begleitschreiben. Schiller, im Drange seiner Geschäfte und Sorgen, antwortet erst spät darauf; trotzdem entwickelt sich ein reger Briefverkehr, und die Folge ist eine dringende Einladung Körners nach Leipzig, welcher Schiller im April 1785 Folge leistet. Und nun beginnt für den Dichter die erste glückliche Zeit seines Lebens. Zwei Jahre lang lebt er in dem geselligen, fröhlichen Kreise seiner sächsischen Freunde, die ihn aller materieller Sorgen entheben. In Gohlis bei Leipzig, wo er sein „Lied an die Freude" dichtet, und später in Loschwitz bei Dresden verlebt er eine herrliche Zeit ungestörten Schaffens und harmlosen Lebensgenusses. Hier, in dem einsamen Gartenhäuschen eines an der Elbe gelegenen Weinberges vollendet er seinen „Don Carlos". Hier treibt er umfassende geschichtliche Studien und beginnt seine „Geschichte des Abfalls der Niederlande". Hier wird im Umgange mit Körner, dem späteren Appellationsrat und Vater des Freiheitsdichters, und mit anderen bedeutenden Männern aus dem schwärmerischen, unpraktischen, nachlässig gekleideten Jünglinge ein innerlich gefestigter Mann von sicherem Auftreten, feinen Formen und gewinnendem Wesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber nicht länger als notwendig will er Körners Gastfreundschaft ausnutzen. 1787 verlässt er Dresden und siedelt nach Weimar über. Hier lernt er die grössten Dichter jener Zeit, Goethe, Wieland und Herder, kennen, die der Kunst liebende Herzog Karl August an seinen Hof gezogen hat, und findet im Verkehr mit ihnen mannigfache Anregung. Durch seine Beiträge für Zeitschriften erwirbt er sich das Wenige, was er zum Leben braucht. Hier vollendet er seine „Geschichte des Abfalls der Niederlande", auf Grund deren er 1789 auf Goethes Verwendung zum Professor der Geschichte an der Universität Jena ernannt wird Mit recht geteilten Empfindungen nimmt er diese Berufung an. Fühlt er sich doch in erster Reihe als Dichter; er fürchtet die ausschliessliche Beschäftigung mit trockener Wissenschaft. Auch fühlt er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen, da er ja nie Geschichte zusammenhängend studiert, sondern nur vereinzelte Quellenstudien getrieben hat. Aber er sehnt sich andererseits nach einer festen, geregelten Tätigkeit, nach einer allgemein geachteten Stellung, umso mehr, als er eine tiefe Neigung zu einem vermögenslosen Mädchen, Charlotte v. Lengefeld, empfindet und ein gesichertes Einkommen haben muss, ehe er um ihre Hand anhalten kann.

So tritt er denn im Mai 1789 sein neues Amt, zunächst freilich noch ohne Gehalt, an, hält unter ungeheurem Zulauf sein Antrittskolleg: „Was heisst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" und erringt sich schnell die Liebe und Verehrung aller seiner Hörer. Als ihm im nächsten Jahr der Herzog ein Gehalt von 200 Thalern bewilligt, zögert er nicht länger, die Geliebte heimzuführen. Dies Jahr 1790 ist ohne Frage das glücklichste, sonnigste seines Lebens. Die Liebe seiner Lotte, ihr verständnisvolles Eingehen auf alles, was ihn bewegt, die behagliche Häuslichkeit, die sie ihm bereitet, die Anregungen, die er im Verkehr mit den grössten Geistern jener Zeit erhält, alles erhebt und beglückt ihn, sodass er mit Freuden sein Amt versieht und dabei noch Zeit findet, die Geschichte des dreissigjährigen Krieges zu schreiben. Aber nur zu kurz ist diese schöne Zeit. Gleich bei Beginn des folgenden Jahres befällt ihn ein schweres Brustleiden und bringt ihn dem Tode nahe. Durch die lange Dauer der Krankheit werden seine Kräfte aufgerieben und seine Einkünfte sehr verringert, sodass von neuem die bitterste Not bei ihm einkehrt.

Aber wunderbar! Auch diesmal zeigt es sich, wieviel Liebe er sich selbst bei Unbekannten erworben hat. „Um der Menschheit ihren Lehrer zu erhalten", wie es in dem Schreiben heisst, bieten zwei edle Deutsche im Ausland, der Erbprinz von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Schimmelmann, Schiller ein Jahrgehalt von 1000 Thalern für 3 Jahre an, ohne irgend welche Bedingung daran zu knüpfen. Gerührt nimmt der Dichter dieses hochherzige Geschenk an, und er hat es den Gebern wahrlich reichlich zurückgezahlt in all den herrlichen Werken, mit denen er sie und alle Welt beglückte! Nachdem er auf einer längeren Erholungsreise in seine württembergische Heimat frische Kraft geschöpft hat, schliesst er mit Goethe 1794 einen engen Freundschaftsbund und gibt, von ihm unterstützt, zwei litterarische Zeitschriften, erst die Horen, dann den Musenalmanach, heraus, in denen die edelsten Perlen Goethescher und Schillerscher Poesie enthalten sind. Hier erscheinen unter anderm „der Spaziergang", die Xenien, die Balladen, „die Glocke" Jetzt wendet sich Schiller auch wieder dem Drama zu. 1799 entsteht sein grossartigstes Werk, die Trilogie Wallenstein. Nachdem er darauf nach Weimar übergesiedelt ist, um Goethe und dem Theater näher zu sein, folgen in dem kurzen Zeitraum von 5 Jahren seine übrigen Meisterwerke: „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina", „Wilhelm Tell" Dazwischen übersetzt er noch zahlreiche ausländische Dramen aus dem Englischen, Italienischen, Französischen und bearbeitet sie für die deutsche Bühne. Der kranke Dichter entwickelt in diesen Jahren eine ganz wunderbare Tätigkeit, als ahne er sein baldiges Ende und als wolle er der Welt noch recht viel von den köstlichen Schätzen schenken, die noch ungehoben in seinem Innern ruhen Und seine Ahnung betrügt ihn nicht. Grade damals, als sein Ruhm sich in alle Welt verbreitet hat, als seine Einkünfte sich bessern, als alle Herzen ihm zufliegen, als er sich auf der Höhe seines dichterischen Schaffens befindet, in seinem 46. Lebensjahre rafft ihn der unerbittliche Tod hinweg.

Dass er schon damals der Liebling des deutschen Volkes war, zeigt die allgemeine tiefe Trauer, die sein Hinscheiden erregte. Was er von Ibykus sagt:

„Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das traf auf ihn selber zu. Diese Liebe des Volkes wuchs noch mit der Zeit, je mehr man den ganzen Wert seiner Dichtungen würdigen lernte. Sie galt jetzt weniger dem edlen Menschen als dem grossen Dichter. Wie erklärt es sich, dass noch jetzt nach über 100 Jahren Schillers Gedichte, besonders die Balladen, mit Vorliebe gelesen und gelernt, Schillers Dramen vor vollen Häusern aufgeführt werden, dass noch jetzt so viel Schillersche Verse und Aussprüche als geflügelte Worte von Mund zu Mund gehen? Das bewirkt einmal die klassische Form seiner Schöpfungen, die schwungvolle, bilderreiche Sprache, die lebhafte, anschauliche, packende Art der Erzählung, die aus jeder Ballade ein kleines Drama macht, die geschickt aufgebaute Handlung der Schauspiele, die die Spannung fortwährend wach erhält, das bewirkt vor allem aber der edle Inhalt seiner Dichtungen, denen alles Hässliche und Schmutzige, alles Weichliche und Lüsterne, alles Platte und Seichte unendlich fern bleibt. Er schildert nur grosse und würdige Handlungen und Charaktere, er zeigt uns

„das grosse, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Er lässt stets das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit erkennen, welche keine Schuld ungestraft lässt und dafür sorgt, dass das Böse nie einen dauernden Sieg über das Gute davonträgt. Der falsche Oktavio büsst seine heuchlerische Freundschaft hart genug mit der Verödung seines Hauses, und die herzlose Königin von England steht nach Vernichtung ihrer Gegnerin am Schlusse ganz allein da, verlassen von ihren Freunden, ihrer Ehre, ihrer Seelenruhe. Ebenso legt Schiller seinen erzählenden Gedichten eine ewige Wahrheit, eine weise Lehre zu grunde, denn er will nicht die müssige Menge unterhalten und ergötzen, sondern denkende Menschen zu der Höhe seiner sittlichen Weltanschauung erheben, sie begeistern, bessern und belehren.

So heisst denn Schiller nicht nur mit Recht der Liebling des deutschen Volkes, man muss ihn auch seinen Lehrmeister nennen. Wie er selbst uns in seinem Leben, seinem sittlichen Verhalten, seinem idealen Streben ein Vorbild geworden ist, so wirken alle seine Dichtungen dahin, uns ein solches Vorbild zu geben, dem ein jeder nachstreben kann und soll.

Welches sind nun die Haupteigenschaften, die sich nach Schiller jeder Mensch erwerben soll, um seinem Ideale möglichst nahe zu kommen?

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren!"

Das ist seine erste Forderung. Freilich darf der Begriff der Freiheit nicht falsch verstanden werden. Nicht die Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung ist Freiheit! Der Räuber Karl Moor, so edel er auch geschildert wird, ist doch ein Verbrecher und sühnt seine Schuld schliesslich durch freiwillige Unterwerfung. Schiller verurteilt entschieden die Auswüchse der französischen Revolution:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n".

Wenn aber ein fremder Machthaber seine Gewalt missbraucht, um gegen Recht und Gesetz zu freveln, um Ehre und Sitte zu verhöhnen, dann ist der Kampf für die Freiheit eine heilige Pflicht:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräusserlich!

Frei soll auch der Einzelne bleiben von unwürdigem Zwange. So wie Schiller lieber auf Amt und Heimat verzichtet und Not und Elend erträgt, als dass er seinen Geist in Fesseln schlagen lässt, so sollen auch wir unsere geistige Freiheit über alles stellen. —

„Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ist seine zweite Forderung. Tugend und Sittlichkeit finden ihren schönsten Lohn in sich selbst. Auch hierin ist Schillers Leben vorbildlich, und in seinen Dichtungen führt er gegen das Laster einen erbitterten Krieg. —

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt!
Wie auch der menschliche schwanke!"

So lautet das dritte Gesetz. Der wahrhaft sittliche Mensch kann Gott nicht verleugnen. Fromm hofft der Meister in der Glocke auf den Segen von oben, fromm überlässt Graf Rudolf dem Priester sein Ross, fromm stellt sowohl Tell wie der Rütlibund sein Schicksal Gott anheim; frommer Glaube gibt Johanna die Kraft, Frankreich zu retten, und verleiht Maria Stuart Fassung auf ihrem letzten Gange. —

Also geistige Freiheit, Tugend und Frömmigkeit verlangt Schiller in erster Reihe von uns. Zu diesen allgemein menschlichen Eigenschaften fügt er noch andere, die im Besonderen dem Deutschen eigentümlich sind: die Treue, den Fleiss, die Bescheidenheit.

Die Treue, diese echt deutsche Tugend, die schon in unsern mittelalterlichen Heldengedichten auf's höchste verherrlicht wird, findet auch in Schiller einen begeisterten Herold und Vorkämpfer Ist je treue Vaterlandsliebe eindringlicher und wirkungsvoller gepredigt worden als in den herrlichen Worten Attinghausens:

„Ans Vaterland, ans teure, schliess' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt".

Sagt nicht auch die Jungfrau:

„Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist fürs Vaterland?"

Und nennt er nicht in der Glocke den „Trieb zum Vaterlande", „das teuerste der Bande"?

Treue fordert Schiller aber auch im persönlichen Verkehr. Ein Mann, ein Wort! Karl Moor und seine Räuber, Max Piccolomini und seine Kürassiere, die Rütliverschworenen halten einander unverbrüchlich die gelobte Treue. Der Freund bürgt mit seinem Leben für den Freund und wird in seinem festen Vertrauen nicht getäuscht, ja er rührt durch solche Treue selbst das harte Herz des finsteren Tyrannen. Aber auch der Feind hält dem Feinde die Treue und kehrt lieber in die Gefangenschaft zurück, als dass er sein Wort bricht. —

Neben der Treue zeichnet den Deutschen nach Schiller der Fleiss, die gewissenhafte Pflichterfüllung aus:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiss"

sagt er in der Glocke, und sein eigenes Leben ist auch in dieser Beziehung ein leuchtendes Vorbild. Fleissiger wie er hat wohl kaum ein anderer gearbeitet, so sehr auch Krankheit und Schwäche ihm seine Tätigkeit erschwerten. Wie schön schildert er in der Glocke die frische, freudige, von Erfolg gekrönte Arbeit des Mannes, der für sein Haus, für seine Familie wirkt!

Aber das berechtigte Selbstgefühl, das aus der Freude über den Erfolg entspringt, darf nicht in Selbstüberhebung ausarten. Oft genug warnt Schiller eindringlich vor Stolz und Übermut und mahnt zur Bescheidenheit und Demut:

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell",

heisst es in der Glocke, und im Ring des Polykrates:

„Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Teil",

und in der Braut von Messina:

„Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir sollen auch im grössten Glück, auf dem Gipfel unserer Erfolge, demütig und bescheiden bleiben, wie Rudolph von Habsburg, wie Tell, wie der Ritter im Kampf mit dem Drachen. —

Zu all diesen Eigenschaften tritt noch als die seltenste und vornehmste der Idealismus. Wie Schiller ihn selbst besitzt, möchte er ihn auch allen Mitmenschen einpflanzen. Den Sinn für alles Schöne und Edle wecken, die Erkenntnis verbreiten, dass geistige Genüsse über leiblichen stehen, dass der Mensch nicht seinem eigenen Vorteil, sondern dem Gesamtwohl dienen muss, den Menschen zum Streben nach Vollkommenheit anfeuern: das betrachtet er als Hauptaufgabe seines Lebens und seiner Dichtung. Wie treffend sagt er von der Wissenschaft:

„Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt!“

und kennzeichnet so den Unterschied zwischen dem philosophischen Kopf und dem Brotgelehrten. Und in noch höherem Grade als der Gelehrte soll der Künstler, der Dichter ideal denken; er soll nicht des Gelderwerbes wegen, sondern aus reiner, heiliger Begeisterung seine Werke schaffen. Von keinem irdischen Herrscher soll er sich seinen Gesang vorschreiben lassen, denn

„Er steht in des grösseren Herrschers Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde“.

„Auf der Menschheit Höh'n“ wandelt der Dichter mit dem König, denn auch er ist ein König im Reiche der Geister. Ja, Zeus läd't ihn zum Ersatz für irdische Freuden, die ihm versagt sind, zu sich in den Himmel ein. Am schönsten verherrlicht Goethe diesen Idealismus Schillers in seinem Epilog zur Glocke:

„Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen;
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!“

Diese ideale Gesinnung zeigt sich auch in Schillers Auffassung von der deutschen Frau. Wie viel herrliche Frauencharaktere hat er geschaffen! Denken wir nur an Gertrud und Hedwig, an Amalie, Luise und Thekla! Da ist nichts von französischer Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Selbstsucht. Überall finden wir strenge Sittenreinheit und treue Liebe, Frömmigkeit und Demut, Fleiss und Häuslichkeit. Wo sittenlose Frauen auftreten, da müssen sie ihre Schuld schwer büssen oder fallen doch der verdienten Verachtung anheim. Das schönste Vorbild hat er den deutschen Frauen in seiner Glocke gegeben. Hier sehen wir das Mädchen heranwachsen zur blühenden Jungfrau, sehen sie eine reine, schwärmerische Liebe erwecken und empfinden, wir sehen sie fromm im Schmucke des Myrtenkranzes zur Kirche ziehen und später als unermüdliche Hausfrau im Kreise der Ihren segensreich wirken. Dem Dichter mag wohl dabei die eigene, innig geliebte Gattin vorgeschwebt haben, so unübertrefflich lebenswahr ist die Schilderung gehalten.

Wo eine solche Hausfrau waltet, da ist der häusliche Frieden, das häusliche Glück gesichert. Im Tell werden wir Zeugen eines solchen innigen Familienlebens: die Frau rastlos tätig im Haushalt, liebevoll besorgt um das Wohl des Gatten und der Kinder, die Knaben frisch und fröhlich, früh an Selbständigkeit gewöhnt und doch gehorsam, der Mann mit eigner Hand das schadhafte Hoftor ausbessernd, seiner Kraft und Würde voll bewusst, und alle mit innigster Liebe aneinander hängend, bereit, lieber zu sterben als von einander zu lassen. Und bei all diesem Glück die grösste Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Wie segensreich musste dieses Bild in einer Zeit wirken, wo französische Sittenverderbnis und Vergnügungssucht in Deutschland nur allzuleicht Eingang fanden und das deutsche Familienleben vergifteten!

Und wie der einzelne Mensch, die einzelne Familie, so kann das gesamte deutsche Volk von Schiller lernen. Damals, am Anfange des 19. Jahrhunderts, als halb Europa ohnmächtig einem gewalttätigen Tyrannen zu Füssen lag, erkannten die Deutschen aus Schillers Dichtungen, wie selbst kleine und schwache Völker, wie die Niederländer und Schweizer, wenn sie im Recht sind, die Kraft finden, das Joch des mächtigsten Gegners abzuschütteln. Sie erkannten, wie man selbst in der grössten Not die Hoffnung auf Gottes Hülfe nicht aufgeben darf. Die herrlichen Worte Dünois:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie fanden lebhaften Widerhall in vielen deutschen Herzen und trugen nicht wenig zu der Erhebung des Jahres 1813 bei. Was damals die Herzen aller guten Deutschen erfüllte, konnte nicht schöner ausgesprochen werden, als in den Worten des Rütlischwurs:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren;
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!"

Und was der sterbende Attinghausen als letzte Mahnung seinen Schweizern zuruft, es gilt auch heute noch für uns Deutsche als heiligstes Gesetz:

„Seid einig, einig, einig!"

So hat Schiller sich ein Denkmal errichtet, dauernder als Stein und Erz, ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes. In allen Gauen unseres Vaterlandes, ja weit über seine Grenzen hinaus, soweit die deutsche Zunge klingt, schwebt heute der Name Schiller auf aller Lippen, wird sein Leben geschildert, werden seine Gedichte vorgetragen, seine Dramen aufgeführt. Aber nicht nur äusserlich soll sein Lob erklingen, auch innerlich wollen wir sein Andenken ehren, wir wollen uns in dieser feierlichen Stunde geloben, unsern Schiller allezeit hochzuhalten und in seinem Sinne zu leben, uns an seinen Idealen zu begeistern, die Lehren, die er uns gegeben, zu beherzigen und den Vorbildern, die er uns aufgestellt, nachzueifern. Dann können auch wir mit einstimmen in die Worte, die Goethe seinem dahingeschiedenen Freunde nachrief, indem wir die Zahl 10 mit 100 vertauschen:

„So bleibt er uns, der vor so vielen Jahren —
Schon hundert sind's, von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf